

Wie wir Geld denken

Unsere Art, Geld zu denken und zu verwenden, ist voller Widersprüche. Wir „messen“ nicht das Geld an der materiellen Realität, sondern diese am Geld. Das Geld wird als ein Spiegel der Ökonomie betrachtet und nicht als ein Werkzeug zur Gestaltung der Ökonomie. Wo kein Geld ist, so unsere Überzeugung, kann auch nichts gemacht werden oder vorhanden sein. Das kann nur in Widersprüchen enden. Davon sollen hier einige näher betrachtet werden.

Robert Pawelke-Klaer

In der Wirtschaft wird das Geld für soziale Aufgaben verdient – wer kennt nicht diesen oder einen ähnlichen Satz? Und wer ehrlich ist, der muss zugeben, dass er, auch wenn er diesem Satz nicht über den Weg traut, dennoch glaubt, dass dahinter ein Funke Wahrheit steckt, weil ihn doch sonst kein vernünftiger Mensch aussprechen würde. Dieser Funke löst einen Flächenbrand unseres ökonomischen Bewusstseins aus, so dass die Wirklichkeit vor unseren Augen zu verschwinden beginnt.

Richtig ist, dass wir erst die „nackten“ Grundbedürfnisse befriedigen müssen, ehe wir uns der Produktion anderer Dinge zuwenden können. Diese Aufgabe stand in jeder Gesellschaft im Mittelpunkt. Doch schon zur Zeit der „alten Griechen“ war die Produktivität im Bereich der Grundversorgung so hoch, dass damit unter anderem Tausende von Soldaten und Waffenproduzenten versorgt werden konnten, um nur einen so genannten unproduktiven Bereich zu nennen. Das bedingungslose Grundeinkommen war schon immer möglich, man hätte nur früher schon bedingungslos anders denken müssen. Wenn man die realen Mittel und die Gelder zusammenrechnet, die in der Geschichte der Menschheit für Machtkämpfe und ähnliches verpulvert wurden – dann haben wir nicht nur einmal ein luxuriöses Grundeinkommen der Menschheit zu Grabe getragen.

Zu diesen „nackten“ Grundbedürfnissen gehören nicht nur Brot, Kleidung und ein Dach über dem Kopf, sondern auch die medizinische Versorgung, denn Krankheiten sind so natürlich wie der Hunger.



Dazu gehören auch Kindergärten für Kinder, denn auch sie sind etwas ganz Natürliches. Doch wir nennen diese „nackte“ medizinische Grundversorgung und Kindergärten dennoch nicht eine wirtschaftliche, sondern eine soziale Aufgabe und Leistung. Das sollte zu denken geben, denn hier beginnt das Problem. Doch weil wir so denken, wie wir denken, bilden alle menschlichen Bedürfnisse, die keine Konsumbedürfnisse sind, soziale Aufgaben. Dass die Arbeit

innerhalb einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung selber eine soziale Leistung, eine Leistung für andere ist, das wird bei alledem verdrängt, um sich bei der Arbeit und auf dem Markt nicht auch noch sozial verhalten zu müssen.

Konsumismus als menschlicher Wert



Nun besteht „die Wirtschaft“ nicht nur aus der Produktion von Gütern für den Lebensunterhalt, sondern sie produziert, wie wir wissen, in rauen Mengen Konsumgüter für Mehrheiten und Luxusgüter für Minderheiten. Damit soll also das Geld unter anderem für Kindergärten „verdient“ werden? Dass man erst Backsteine und Ziegel brennen muss, um einen Kindergarten bauen zu können, das leuchtet ein. Dass aber erst Konsumgüter und Luxusgüter produziert und verkauft werden müssen (!), um Kindergärten bauen zu können – dazu bedarf es umständlicher Erklärungen, um dies als einen „natürlichen ökonomischen Zusammenhang“ ausgeben zu können.

Wir brauchen eine „Befreiungsökonomie“, die uns in die Lage versetzt, den Bau eines Kindergartens als eine wirtschaftliche Aufgabe und Leistung zu begreifen und vor allem zu empfinden. Ebenso ist es nötig, die Produktion von Konsumgütern und Luxusgütern als eine soziale Beigabe zu betrachten, gegen die nichts spricht. Was sollte an diesem Gedanken und dieser Forderung so „unökonomisch“ sein?

„In der Wirtschaft wird das Geld für Kindergärten verdient“ – wie sollten wir auch anders denken, wenn wir Kindergärten u.a.m. nicht als wirtschaftliche Aufgaben in unser gesellschaftliches und persönliches Bewusstsein einbezogen haben? Stattdessen betrachten wir den Konsumismus (Konsum, Bereicherung, Macht, Luxus usw.) als einen menschlichen Wert, für den wir menschliches Können und natürliche Kräfte bis zur Erschöpfung einsetzen und dies uns mehr wert ist als ein Kindergarten. Was uns nichts wert ist, dafür ist und kann auch kein Geld vorhanden sein, denn mit Geld drücken wir auch und vor allem Wertschätzung gegenüber menschlichen Bedürfnissen und Wünschen aus. Geld ist ein Zeichen der Wertschätzung menschlicher Bedürfnisse und Wünsche.



So wie wir bis heute „wirtschaftlich“ denken, können wir den Wert des Geldes nur als Konsumwert denken, den wir mit „konsumistischen“ Werten gleichsetzen. Aus dieser Falle kann uns kein Geldsystem befreien, sondern wir brauchen ein von Geld befreites ökonomisches Bewusstsein, um Geld anders denken und einsetzen zu können. Dann ist Geld das, was es ist – ein Hilfsmittel, das man beiseite legt, wenn es dem gewünschten Zweck nicht dienlich ist. Oder anders ausgedrückt: Das Geld hat dem Zweck zu folgen. Wenn aber das Hilfsmittel zum Zweck erhoben wird, dann ist etwas verkehrt gelaufen. Nicht „Was ist das Geld?“ ist die Frage, die uns aus der Sackgasse hinausführen kann, sondern nur die Frage, „Wozu soll es uns dienen?“ – „Was ist Geld?“ ist eine Frage, die uns in den bisherigen Vorstellungen gefangen hält.

Von der Wertschöpfung zur Befreiungsökonomie



Wertschöpfung soll ein Maß für die wirtschaftliche Leistung sein. Dahinter steht Geld, das man mit einer Ware verdient hat oder verdienen kann – eine anerkannte Rechnung, millionenfach praktiziert und für richtig befunden, auch wenn wir bis heute noch nicht sehen, wie wir allen Menschen die Möglichkeit bieten können, sich an der Wertschöpfung zu beteiligen, das heißt Geld zu verdienen. Geld – das ist sein Charme – erlaubt es uns, Güter und Dienstleistungen zu erwerben, um unsere Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen. Geld verdienen wir damit, dass wir anderen einen Dienst erweisen, d.h. ein Bedürfnis oder einen Wunsch erfüllen. Wir stellen dabei einen großen Teil unserer Lebenszeit als Arbeitszeit in den Dienst anderer. So aber können wir uns nicht um unsere eigene Versorgung kümmern. Daher ist es nur recht und billig, dass andere für uns sorgen. Wiederholt man vor diesem Hintergrund den Satz „Wertschöpfung ist ein Maß für die wirtschaftliche Leistung“, dann heißt dies im Klartext: Unsere Leistung messen wir daran, was wir für unsere Leistung von anderen bekommen bzw. fordern können. Ein seltsames Maß. Daran kann man nur glauben, wenn man an so etwas wie „Marktmechanismen“ glaubt und die Menschen ausblendet, die auf dem Marktplatz mit Krämerseelen über den Wert verhandeln oder wie Halsabschneider zu Werke gehen und Abhängigkeiten als das Gesetz von Angebot und Nachfrage teuer verkaufen.

Und man muss auch noch daran glauben, dass alle Teilarbeiten in einer Marktwirtschaft in einem inneren sachlichen Zusammenhang zueinander stehen, so dass sich die Waren von allein „vernünftig“ und „sachgemäß“ austauschen. Wir glauben, dass es von unserer Leistung abhinge, was andere für uns produzieren können(!). Andererseits tragen die Panzerbauer und Bordellbesucher auch etwas für das allgemeine Wohlergehen bei, denn auch die darin geleisteten

Zahlungen gehen in das BIP, die Wertschöpfung, ein, wenn man es auch nicht akzeptieren mag. Das zeigt, dass das Geld nicht allein für „wirtschaftliche“ Güter steht, sondern für jede Art von Dienst am Nächsten, d.h. für alles, was ein Objekt menschlicher Begierde oder Bedürfnis sein kann.



Das ist so und ist so auch gut, denn der Mensch lebt nicht nur von Brot allein und auch nicht nur von gesundem Brot. Daher steht das Geld für jede Art von Brot. Doch damit ist das Geld nicht das, wofür wir es halten: ein rationales Maß für das tägliche Brot. Es kann jedem Wahnsinn dienen und tut es auch. Auch das ist kein Fehler, sondern entspricht dem menschlichen Leben, in dem viele Erfahrungen gemacht werden wollen. Wir können uns daher vor dem Leben nur verneigen und es bewundern, dass die Befriedigung jedes menschlichen Bedürfnisses und Wunsches von uns als Dienst am Nächsten anerkannt und mit Geld „finanziert“ wird, so dass auch Irrtümer ausgelebt werden können. Das soll nicht heißen, dass wir nicht an den Irrtümern arbeiten sollten und müssten. Doch nicht mit der Brechstange des Geldes, die bei solchen Absichten, wie man weiß, stets zerbrochen ist. Geld steht für mehr als Ökonomie. Es steht für das menschliche Zusammenleben, von dem „die Ökonomie“ nur ein Teil ist.

Die Wertschöpfung sagt daher nichts über die Summe und die Art der „Wertsachen“ aus, die erzeugt wurden, und sie gibt in keinem Fall Auskunft darüber, ob auch alle versorgt wurden. Das menschliche Wirtschaftsleben ist keine Produktionsstätte, der ein innerer Produktionsplan zugrunde liegt, so dass die Dinge sich unabhängig von unserem Willen regeln würden. Die „unsichtbare Hand“, die über dem Wirtschaftsleben der Menschen schwebt, regelt gemäß unserem Auftrag und nicht gegen unseren Auftrag. Auf die „unsichtbare Hand“ sind wir angewiesen, denn die gesellschaftliche Arbeitsteilung übersteigt jedes menschliche Organisationstalent, wie wir bitter lernen mussten. Die „unsichtbare Hand“ handelt jedoch nicht gegen unseren Willen, sondern gemäß unserem Willen, damit wir uns allererst unseres Willens bewusst werden. Wir betonen gerne, wir hät-

ten einen freien Willen. Aber auf dem Markt soll er, so heißt es immer wieder, nicht wirken können? So wird von „Ökonomie“ geredet, um so manchen unmenschlichen Willen als einen „rationalen, ökonomischen, sachlich bestimmten“ Willen ausgeben zu können. Nicht der „unmenschliche“ Wille ist das eigentliche Problem, sondern der Mantel der Ökonomie, den sich der menschliche Wille immer wieder umlegt, macht uns zu schaffen. Wir brauchen eine „Befreiungsökonomie“, die uns deutlich erkennen lässt, was ein technisch ökologisches und was ein menschliches Problem ist.

Beides zu trennen, bedeutet nicht das Ende der Probleme, sondern bildet vielmehr den Anfang, mit den menschlichen Problemen umgehen zu können, die den Kern unserer ökonomischen Probleme bilden und kein Ende nehmen werden. Doch solange darüber der Mantel der Ökonomie liegt, sind wir den menschlichen Schwächen ausgeliefert und nicht in der Lage, mit ihnen auf menschliche Weise umzugehen. Die menschlichen Schwächen abschaffen zu wollen, ist unmenschlich. Geldprobleme sind menschliche Probleme und keine Produktionsprobleme.

Im Hinterzimmer der Marktwirtschaft



Werfen wir einen Blick auf die noch anhaltende Finanzkrise der Finanzwirtschaft. Ihr wird vorgeworfen, dass sie mit ihren Geschäften die Wirtschaftskrise ausgelöst habe. Dabei wird immer wieder moniert, dass die kursierenden Geldmengen die „realen Werte“, die sich auf dem Markt befänden und die mit Hilfe von Geld definiert werden, um ein Vielfaches übersteigen würden. Von diesem Widerspruch abgesehen, wirft man den Staaten vor, sie würden mehr „Waffen“ besitzen, als sie Kriege führen.



Der Geldwahn erinnert ganz und gar an den Rüstungswahn. Beide Wahnsysteme verfügen über „Waffenmengen“, die einen mehrfachen „Overkill“ verursachen können. Würde die Geldmenge, die auf der Welt hin- und hergeschoben wird, plötzlich von den „Kriegsherren“ der Finanzwelt „einge-

setzt“, um „shoppen“ zu gehen, dann würden die Märkte wie durch eine Bombenexplosion verwüstet und leer gefegt werden. Jeder der „geldstrotzenden Geschäftsparteien“ weiß, dass ihr Geld völlig wertlos ist. Und genau das ist es, was einen in Angst und Schrecken versetzen müsste. Wir finanzieren, das heißt versorgen „Finanzarmeen“ mit realen Gütern, damit sie „im Hinterzimmer der Marktwirtschaft“, d.h. auf Finanzmärkten, ihr Spiel spielen können.

Wir leisten uns wie bei den Armeen ein teures Spielzeug, das Millionen Arbeitskräfte und natürliche Ressourcen bindet, die sinnvoller für eine Verringerung der allgemeinen Arbeitszeit oder andere wertvolle Aufgaben eingesetzt werden könnten. Eine Besserqualifizierung täte auch hier Not. Wir „leisten“ uns diesen Luxus, weil wir glauben, was sie uns erzählen, dass sie für „unsere“ Sicherheit bzw. „unser“ Geld sorgen würden, ohne die wir nicht in „Sicherheit und Wohlstand“ leben könnten – eine Behauptung, die jeder Grundlage entbehrt. Waffen und Geld sind schnell, allzu-schnell Werkzeuge der Macht.

Nicht, dass dieser „Finanzoverkill“ besteht, ist das eigentlich Gefährliche, sondern, wie bei den Waffen, das Denken, welches dazu geführt hat, dass diese „Waffen“ entstanden sind. Bei Abrüstungsverhandlungen versucht man nicht, diesem Denken die Basis zu entziehen, sondern die Kosten dieses Denkens einzudämmen. Dem entsprechen die „systemrelevanten“ Hilfsmaßnahmen. Doch damit ist das krankhafte Denken noch nicht überwunden. Das Krankhafte an unserem Gelddenken besteht darin, dass wir das Geld als Stellvertreter für den Wert der Waren halten und damit glauben, die Ökonomie könne mit Geld gemessen werden, statt das Geld an der Ökonomie zu „messen“.



So hört man zum Beispiel immer wieder, dass in Amerika den Menschen Häuser gegeben wurden, die sie gar nicht bezahlen konnten, die aber – und hier kommt der Geldwahn zum Vorschein – vorhanden(!) waren. Hier zeigt sich, dass Geld nichts mit Ökonomie zu tun hat, sondern mit menschl-

chen Beziehungen, mit der Bereitschaft, Dinge mit anderen zu teilen oder eben nicht zu teilen. Tausch nennen es die, die nicht teilen wollen.

Im Zusammenhang mit der Kritik am letzten „Geldkrieg“, der, wenn wir an dem „Geld-Rüstungswahn“ festhalten, von den Völkern noch Jahrzehnte über Staatsschulden finanziert werden muss, gilt es noch auf einen anderen, viel bedeutenderen Aspekt hinzuweisen. Blickt man auf die vergangenen Krisen zurück und die dazugehörigen Erklärungen, dann fällt auf, dass für jede „neue“ kapitalistische Krise eine neue Theorie „entwickelt“ wurde. Damit ist es dem Kapitalismus meisterhaft gelungen, von der wahren und immer gleichen Ursache abzulenken: Alle „Wirtschaftskrisen“ im Kapitalismus waren und sind „Vorteilskrisen“, die als Finanzkrisen sichtbar wurden. Immer ging es um das Geld, das angeblich nicht mehr „verdient“ werden könne, obwohl alle sachlichen Mittel vorhanden waren, und auch heute vorhanden sind, um alle an der Arbeit zu beteiligen, um alle versorgen zu können. Der Kapitalismus kennt keine Produktionskrisen, sondern nur das Problem, dass durch die allgemeine Vorteilssuche in einer Marktwirtschaft ein menschliches Teilen verhindert wird. Die Realität – die materiellen, technischen und menschlichen Möglichkeiten – auszublenden und nach dem Geld zu fragen, als wären die Geldprobleme reale Probleme und nicht ein Spiegel unserer menschlichen Beziehungsprobleme – das kann nur misslingen. Das Geld muss an der Realität gemessen werden, alles andere führt in „sinnlose Finanzprobleme“.

Die Geldschöpfung ist wie ein Zauberwürfel:

Man dreht und dreht und es gelingt einem nicht, die Felder zu ordnen, die man ordnen will. Josef

Ackermann, der Chef der Deutschen Bank, sagte in einem Interview: *„Wenn man die zeitlichen Prozesse berücksichtigt – etwa dass man Geld erst ausgeben kann, wenn man es verdient hat –, kommt man zu anderen Schlussfolgerungen. Dann spielen Geld und Geldschöpfung eine zentrale Rolle.“* (FAZ-Net vom 28. Juli 2010).

Das Leben spielt sich im Hier und Jetzt ab. Das wissen wir mit Sicherheit. Mal sehen, was das Zeitproblem mit uns macht, wenn wir zwischen den Welten von Vergangenheit und Zukunft hin- und herpendeln, statt ruhend im Hier und Jetzt tätig zu sein, von wo aus wir allein für die Zukunft sorgen können, soweit das überhaupt möglich ist.



Stellen wir uns einen „fleißigen Mann“ vor, der etwas produzieren möchte, das er aufgrund der Erfordernisse der Produktion erst in einem halben Jahr auf dem Markt anbieten kann, um damit Geld verdienen zu können. Um die dazu nötigen Werkzeuge kaufen und seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können, braucht er Geld. Doch woher nehmen, wenn nicht stehlen, denn er hat nichts, noch nichts, das er verkaufen könnte, was auch Herr Ackermann als sein Problem betrachtet und ihm – wir ahnen es – mit einem Kredit wird helfen wollen.

Laut der üblichen Geldtheorien – und um ihre inneren Ungeheimheiten soll es hier vor allem gehen – müsste das Geld für die Waren, die er benötigt, um mit der Produktion zu beginnen und selber leben zu können, bereits vorhanden sein, denn mit der Produktion der Waren, die der „fleißige Mann“ für das halbe Jahr benötigt, hat nach üblichen Vorstellungen eine Wertschöpfung stattgefunden und so müsste der Wertschöpfung auch eine entsprechende Geldmenge gegenüberstehen. So ein Teil der üblichen Vorstellung. So wird auch das BIP (Bruttoinlandsprodukt) definiert. Oder: Geld entsteht durch den Verkauf. Doch woher kommt das Geld zum Kauf? Die Katze beißt sich in den Schwanz.

Schauen wir uns die materielle Realität an, um den Bezug zur Wirklichkeit nicht zu verlieren. Dazu gehört die Tatsache, dass die Produktion jener Mittel zum Leben, die der „fleißige Mann“ das nächste halbe Jahr für seinen Lebensunterhalt benötigt, offensichtlich nicht auf seine Produktion angewiesen ist, sonst hätte sie nicht stattfinden können, ebenso wenig wäre es möglich gewesen, ihm die Mittel zum Leben zur Verfügung zu stellen. (Dies zeigt, dass die Teilarbeiten innerhalb der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in keinem sachlichen Zusammenhang zueinander stehen müssen, wie stillschweigend zum Zweck der Verwirrung immer wieder unterstellt wird, nach dem Motto: Ohne mich könntest du gar nicht leben. Die zukünftige Produktion ist in diesem Fall auf die gegenwärtige Produktion angewiesen, aber die gegenwärtige nicht auf die zukünftige, was beweist, dass das Wachstum keine Notwendigkeit ist, sondern eine Art Zwangsvorstellung.) Geld produziert nichts, mit Geld kann man nur erwerben, was produziert ist oder womit man produzieren könnte. Soweit die Realität.

Tauschen oder Teilen?

Fasst man das alles zusammen, dann haben wir bzw. der „fleißige Mann“ ganz offensichtlich kein technisches, materielles Problem, sondern ein ausschließlich menschliches Problem, ein sogenanntes Beziehungsproblem, im wahrsten Sinne des Wortes. Das Problem kommt uns als Geldproblem entgegen. Doch hier gilt es, das Geld in Schutz zu nehmen. Nicht das Geld selber bereitet uns das Problem, sondern die Art, wie wir es denken. Wir denken es als Tauschmittel. Und

insofern hat der „fleißige Mann“, und wir mit ihm, ein „echt menschliches“ Problem, denn er hat erst in der Zukunft etwas zum Tausch anzubieten. Hier eilen Banker dankbar zur Hilfe, weil mit dieser Not ein Geschäft zu machen ist. Doch nicht um dieses Geschäft geht es hier, sondern um die vermeintliche Not, die wir uns einreden, aus der andere erst ein Geschäft machen können.



Würden wir nicht vom Tausch ausgehen, sondern vom Teilen, was der Marktwirtschaft entsprechen würde, dann würde man dem „fleißigen Mann“ Geld zur Verfügung stellen können, damit er kaufen kann, was er benötigt, um an die Arbeit gehen zu können und um das herzustellen, was andere sich wünschen oder benötigen. Dann wäre seine Arbeit allerdings eine Auftragsarbeit und wir hätten es mit dem ureigenen Versorgungsprinzip der Marktwirtschaft zu tun. Und das wollen wir in der Regel nicht. So arbeitet unser „fleißiger Mann“ ohne Auftrag und so weiß niemand, ob die Arbeit des „fleißigen Mannes“ wirklich gewünscht wird und sich damit Geld verdienen lässt. (Was der Banker als ein Zeitproblem wahrnimmt, ist in Wirklichkeit ein Beziehungsloch.) So ist es und daran wollen wir hier nicht rütteln, obwohl wir dem Irrtum auf der Spur sind. Auf Verdacht arbeiten – das ergibt nach menschlichem Ermessen in der Regel wenig Sinn. Und wer ist „der Verdacht“? Niemand geringeres als der Markt, auf dem der Kunde nicht wie ein König regiert, der sich dessen bewusst ist, dass er der Souverän der Arbeit ist, sondern als Konsumsüchtiger, der sich dem Diktat der Arbeit unterworfen hat, um an den „Konsumstoff“ zu kommen.

Die Finanzierung der neuen Arbeit, des neuen Arbeitsplatzes, ist daher von vornherein ein Risiko, kein reales, aber ein menschliches. Real deshalb nicht, weil die Mittel für den „fleißigen Mann“ in ausreichender Menge vorhanden sind, sonst könnten die anderen, mit oder ohne Geld, ihm nicht geben, was er für seinen Lebensunterhalt und die Produktion benötigt. Seine Arbeit beruht nicht auf dem Verzicht der anderen, sondern auf einer Fülle, so dass sie mit ihm teilen

könnten, was er braucht, um arbeiten zu können. Die Frage ist, warum sie teilen sollten, wenn kein „König“ dem „fleißigen Mann“ einen Auftrag erteilt hat, sondern er sich aus Not ein Produkt hat einfallen lassen müssen, weil er von der Arbeit für seine Mittel zum Leben ausgeschlossen wurde, an der er vielleicht noch vor ein paar Wochen beteiligt war. Er ist nicht etwa arbeitslos geworden, weil er „arbeits-scheu“ ist, sondern weil die anderen nicht teilen können, statt dessen immer und überall nur tauschen wollen, mit anderen Worten: immer mehr haben wollen. Dass sie sich damit regelmäßig das Wasser abgraben, das sehen sie, aber verstehen ihren Anteil daran nicht.

Wenn Gegenwart auf Zukunft trifft



Kehren wir zu „unserem“ Geldproblem zurück. Unser „fleißiger Mann“ braucht ein Tauschmittel, um an das heranzukommen, was ausreichend vorhanden ist. Das Tauschmittel gibt es noch nicht, also gibt es grundsätzlich auch nicht das Geld als Tauschmittel, um die Dinge zu kaufen, die er für seine Arbeit benötigt, obwohl angeblich mit diesen Mitteln bereits eine Wertschöpfung stattgefunden hat und somit Geld vorhanden sein müsste. Doch da stutzen wir, müssen die Überlegungen abbrechen, weil nichts mehr zusammenpasst und fragen ganz mutig, weil sonst kaum jemand diese Frage zu stellen wagt, warum ihm nicht Geld zur Verfügung gestellt wird, um zu kaufen, was in Hülle und Fülle vorhanden ist? Doch Geld wird nicht als Mittel des Teilens angesehen, das es eigentlich ist, sondern als Tauschmittel, und das Tauschmittel als Geld kann es noch nicht geben, weil es die neue Ware noch nicht gibt. Ohne es zu wollen, hat sich mit unserem Denken eine Zwickmühle vor uns aufgetan, die nur auf unserem Gedankenspieltisch besteht und nicht im

Leben selber, wie es die vom Gelddenken befreite Realität uns beweist. Versuchen wir noch ein paar andere Spielzüge auf diesem Brett, um die Zwickmühle vielleicht systemimmanent knacken zu können. Fordern wir dazu die Sparer auf, ihr Geld dem „fleißigen Mann“ zur Verfügung zu stellen. Keine schlechte Idee. Doch das Ganze hat einen Haken. Nicht für den „fleißigen Mann“, sondern für jene, die ihm ihr Geld leihen sollen, denn damit würde bei ihnen eine Illusion zerstört werden. Es würde offenkundig werden, dass es mit Hilfe finanzieller „Sparmaßnahmen“ heute keinen Verzicht für Morgen gibt und geben kann. Es ist sinnlos, heute Geld zu sparen, indem man auf Brot verzichtet, auf das man im Altern angewiesen ist. Indem man das gesparte Geld verleiht, würde plötzlich allen klar werden, dass es gar kein „reales“ Sparen gibt, dass wir uns unter anderem von der Versicherungswirtschaft haben einen Bären aufbinden lassen, als uns erklärt wurde, wir sollten und könnten mit Geld für die Zukunft sorgen.^[1] Für die Zukunft können wir sorgen, wenn wir heute das Altenheim bauen, in dem wir arbeitsunfähig unseren Lebensabend verbringen wollen. Aber alles andere, was wir dann benötigen, können wir nicht heute für morgen sparen, so zum Beispiel die Pflege, das Essen usw.

Das gesparte Geld garantiert uns nicht die Pflege und das Getreide der Spekulanten und kann es auch nicht, denn wie will man heute die Dienste von Menschen für morgen auf die hohe Kante legen? Wie will man heute Ansprüche auf die Pflege durch Menschen sparen, die noch gar nicht geboren waren, als mit dem Sparen begonnen wurde?

(Wenn spätere Generationen uns für „unser“ Geld pflegen, dann nicht deshalb, weil wir „Werte“ gespart haben, sondern weil sie auf Geld angewiesen sind. Geld stellt eine Art Pfandmittel dar, aber es ist kein „Wert“-Aufbewahrungsmittel.) Nehmen wir an, wir würden zu dieser „Erleuchtung“ gelangen und wollten das Gesparte für unser „Zeitproblem“ einsetzen, dann stellt sich uns aufgrund der Art, wie wir Geld denken, ein weiteres Denkproblem. Das Geld wird durch Wertschöpfung geschaffen, so die Vorstellung. Wie kann man es dann für Werte einsetzen, die noch nicht geschaffen sind? Daher bleibt uns gar nichts anderes übrig, als zur Geldschöpfung zu schreiten, die schon heute sozusagen „zukünftiges“ Geld für „zukünftige“ Werte schafft, um... ja, um „gegenwärtige“ Werte zu kaufen, für die durch ihre Entstehung angeblich bereits Geld generiert wurde. Mit

¹ Damit soll nicht dazu aufgefordert werden, hier und jetzt aufzuhören, für eine Rente einzuzahlen. Hier geht es um ein prinzipielles Verständnis der Zusammenhänge, um einen Wandel zu ermöglichen.


„gegenwärtigem“ Geld kann man scheinbar keine „gegenwärtigen“ Werte bezahlen, die der Herstellung zukünftiger Werte dienen, aber mit „zukünftigem“ Geld, das erst noch reales Geld werden muss, kann man „gegenwärtige“ Werte kaufen?! Diese Zwickmühle macht uns zu schaffen. Hinzu kommt, dass plötzlich mehr Geld vorhanden sein müsste als Werte. Macht nichts, sagen sich alle. Zum einen, weil es ja später durch reale Werte gedeckt würde. (Was auch zu interessanten Denkspielen verleitet.) Zum anderen denken sich alle nach einer Art „Parkhauslogik“, das „zukünftige“ Geld würde als gleichsam „fahrendes“ Geld das „geparkte“, sprich gesparte Geld ersetzen, so dass sich letztlich nicht mehr „Fahrzeuge“ als „erlaubt“ auf den Straßen befinden. Diese Überlegung erscheint logisch, doch damit ist bewiesen, dass das Sparen von Geld eine Art russisches Roulette ist, wie viele Riester-Getreue am eigenen Geldbeutel erfahren mussten. Dennoch ist damit das Zeitproblem nicht gelöst, denn es lauert um die Ecke als ein Zukunftsproblem, denn die Parkhauslogik übersieht etwas Entscheidendes.



Was geschieht, wenn die „geparkten“ Autos von heute morgen plötzlich unangemeldet auf den Straßen herumfahren? Denn dann haben wir ein „echtes“ Problem: „Vergangenes“ Geld wird plötzlich „gegenwärtiges“, d.h. „fahrendes“ Geld und kommt aus der Vergangenheit in die Gegenwart „gefahren“. Wenn jetzt nicht ganz schnell viel „real gegenwärtiges“ Geld „geparkt“ wird, dann müsste es nach der ge-

wöhnlichen Geldlogik Massenkarambolagen oder ähnliches geben. Wenn wir den Kredit eine Geldschöpfung aus der Zukunft in die Gegenwart nennen, dann bedeutet Sparen eine Geldschöpfung aus der Gegenwart in die Zukunft. Sparen und Kredit sind so gesehen das Gleiche, ein Problem für die Gegenwart, was sich bei der Rente und auch beim „fleißigen Mann“ gezeigt hat. Der eine glaubt an etwas, das es nicht gibt, das Sparen von Pflege für die Zukunft, der andere glaubt, dass es vom Geld abhängt, ob er produzieren und arbeiten kann oder nicht. Woher das Geld nehmen, um alle an der Arbeit zu beteiligen, ist das Scheinproblem, das alle beschäftigt. Das Leben kennt dieses Problem nicht. Beides sind Scheinhoffnungen oder Scheinprobleme. Beides ist ein Produkt von „Scheinbeziehungen“, d.h. von falsch verstandenen Beziehungen zwischen arbeitsteilig sich versorgenden Menschen. Solange wir in Geld und Werte denken, können wir die Realität nicht erkennen. Bei der Wertaufbewahrung (Geld aus der Gegenwart für die Zukunft, ein „Zukunftskredit“) wird gerne darauf verwiesen, dass die „Werte“ aus der Vergangenheit noch existieren, so dass das „Geld aus der Vergangenheit“ nach wie vor seine Existenzberechtigung in der Gegenwart habe. Dieser Hinweis ist jedoch nur dann berechtigt, wenn die „alten Werte“ in der Gegenwart als Waren kursieren. Doch das Brot, das vor einem Jahr Geld generiert haben soll, gibt es nicht mehr, und der Diamant, mit dem viel Geld „geschöpft“ wurde und der von „ewigem“ Wert sein soll, bleibt ein Leben lang als Schmuck im Besitz einer netten Dame und wird nicht zum Verkauf umgehängt und ausgeführt, sondern zur Zierde. Der Diamant existiert damit für lange Zeit als Wert nicht mehr, während das Geld munter weiterzuleben scheint. (Indem die „Zentralbanken“ das tun, was dem Geld als Verteilungsmittel entspricht, nämlich die Geldmengen entsprechend den zirkulierenden Wertgrößen (nicht Sachwerten) zu regulieren, weil das Verteilen selber ein Regulieren ist, tun sie das, wovon das Tauschgeld nichts wissen will, nämlich „regulieren“. Dies hier nur am Rande.)

Mit all diesen Widersprüchen, von denen noch endlos viele existieren, sollte aufgezeigt werden, wie widersprüchlich unser Gelddenken ist. Innerhalb dieses Denksystems bleiben wir in Gegensätzen stecken. Und wenn wir uns streiten, dann nur deshalb, weil jeder einen anderen Aspekt zum Ausgangspunkt seiner verzweifelten Suche nach einer Antwort gemacht hat, wobei alle von ihrem Ausgangspunkt her gesehen Recht haben, denn unsere Art, Geld zu denken, bietet viele Ausgangspunkte. Um zu einer „Auflösung“ des „Rätsels“ zu kommen, gilt es, den Rubikon zwischen Tauschwirtschaft und Marktwirtschaft zu überschreiten, und beim Geld vom Tauschmittel zum Verteilungsmittel.

Mit unseren Vorstellungen von Geld als Tauschmittel, Wertmesser und Wertaufbewahrungsmittel stehen wir uns selber im Wege. Mit dem Geld, wie wir es heute denken, kommen wir nicht weiter. Um das ändern zu können, gilt es Marktwirtschaft, Wert und Geld ganz neu zu denken. Die Marktwirtschaft beruht nicht auf dem Tausch, sondern auf dem Teilen. Der Tausch ist der Feind des Teilens und der Deckmantel, unter dem man ein unwürdiges Teilen zu verbergen versucht. Diese Welt des Teilens ist keine konfliktfreie Zone. Es geht nicht darum und kann nicht darum gehen, die Konflikte aus der Welt zu schaffen, sie ein für alle Mal oder für lange Zeit „gelöst“ haben zu wollen, sondern uns von „eingebildeten“ Problemen zu befreien, um uns den natürlichen, menschlichen Problemen und Konflikten zu stellen, mit denen wir es immer wieder zu tun haben werden. Auf dem Markt haben wir es mit dem freien Willen der Menschen zu tun, jetzt und auch in Zukunft. Doch wenn wir von falschen Problemen ausgehen, dann können wir kein vernünftiges Gespräch führen und wissen nicht, wo das reale Problem aufhört und ein nur eingebildetes Problem beginnt. Wir verhandeln, ohne zu wissen, worum es wirklich geht. Sich von den kapitalistischen Problemen zu befreien heißt nicht, die Welt der Probleme zu verlassen, sondern sich den natürlichen Problemen und Auseinandersetzungen stellen zu können. 



„Wir brauchen uns nicht weiter vor Auseinandersetzungen, Konflikten und Problemen mit uns selbst und anderen fürchten, denn sogar Sterne knallen manchmal aufeinander und es entstehen neue Welten.“

Heute weiß ich:
DAS IST LEBEN.“

Charlie Chaplin an seinem 70. Geburtstag: „Als ich mich selbst zu lieben begann...“

HUMANE
WIRTSCHAFT

Zum Autor

Robert Pawelke-Klaer



Er lebt und wirkt in Staufen bei Freiburg im Breisgau und ist selbständiger Berater im Bereich Meditation, Konfliktberatung und spirituell-philosophischer Lebensberatung.

Webseite:

www.marktlehre.de

Buchrezension

Mariannes Vermächtnis Neuerscheinung

Eine Welt jenseits von Kapitalismus und Kommunismus – alternative Wirtschaftsmodelle sind auch in der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise hochaktuell.

Barbara Krüger Creutz zum Buch von Wera Wendnagel

Anfangs fiel es mir schwer, mich auf diesen freiwirtschaftlichen Titel einzulassen und unseren sowieso schon Gesell-umlaufenden Tagen auch noch meine Nächte hinzuzufügen. Doch dann gewann mich dieses hellwache, tapfer Leid tragende Menschenkind mit seiner unvertraulichen Einfügung in all das Kriegs- und Schicksalsgewirr. Die rücksichtslosen zeitgeschichtlichen Eingriffe meistert dieser Rotschopf dank Vorlebens preußischer Disziplin und widerstandsfähigem Denken. Auch bei ständigen Ortswechseln, notwendigen Verschickungen, Inhaftierung der Mutter und gnadenlosem Tod des Vaters verliert es sich nicht und findet aufmerksam in kleinsten Freuden Lebensgefühl.

Das trägt auch bis nach Südamerika, dem sich die Jugendliche wagemutig aller Fremdheit und Anforderung stellt. Aufgenommen, aber oft nicht angenommen findet sie Nischen, in denen ihr Leben gelingt. Zurückgekehrt ins Nachkriegs-Deutschland harrt sie geduldig der Liebe und sucht letztlich immer wieder Enttäuschungen zu verstehen. Sie bleibt sich treu durch Arbeit, Weiterbildung, Pflege der Mutter und Gründung einer turbulenten Familie. Rastlos, aber nie verzettelt. Detaillierte Erlebnisse und Ereignisse rühren zutiefst und setzen eigene Erinnerungen frei. Keine Zeile ist zuviel, keine Szene ufert dramatisierend aus oder schweift ab.

In diesem bewegenden Zeitdokument gewinnt der freiwirtschaftliche Gedanke, der die Familie beseelt, auch ohne Vorkenntnisse an Selbstverständlichkeit.

Die Eltern, der Bruder und viele Freunde haben mit Silvio Gesell gearbeitet, einer Person, die auch ohne seine Reformideen bei allem Freiheitsdrang zu binden verstand. Das Thema der Freiwirtschaft bleibt spannend und unsektierisch einleuchtend. Durch Hinterfragen mit der erstaunlich differenziert diskutierenden Mutter wird es der Tochter zu einem eigenen Anliegen, mit erfolgreicher Suche nach Mitstreitern.

Dieses Buch ist eine großartige, gekonnte Aufarbeitung. Es macht atemlos, aber auch widerstandsfähig und vor allem beherzt!

Das Lebenswerk der bewundernswerten Mutter, klaglos und emanzipiert, hat sich in ihrer Tochter erfüllt. Die Perlen auf der Erinnerungsschnur ihres Lebens sind zu einem Schmuckstück verkettet, das ihr gebührt!

Danke!



Wera Wendnagel

Mariannes Vermächtnis

oder wie mir meine Mutter die Freiwirtschaft vererbte

29.95 EUR

Paperback, 368 Seiten

ISBN 978-3-89741-304-7

W-111 (mit Bestellkarte)